



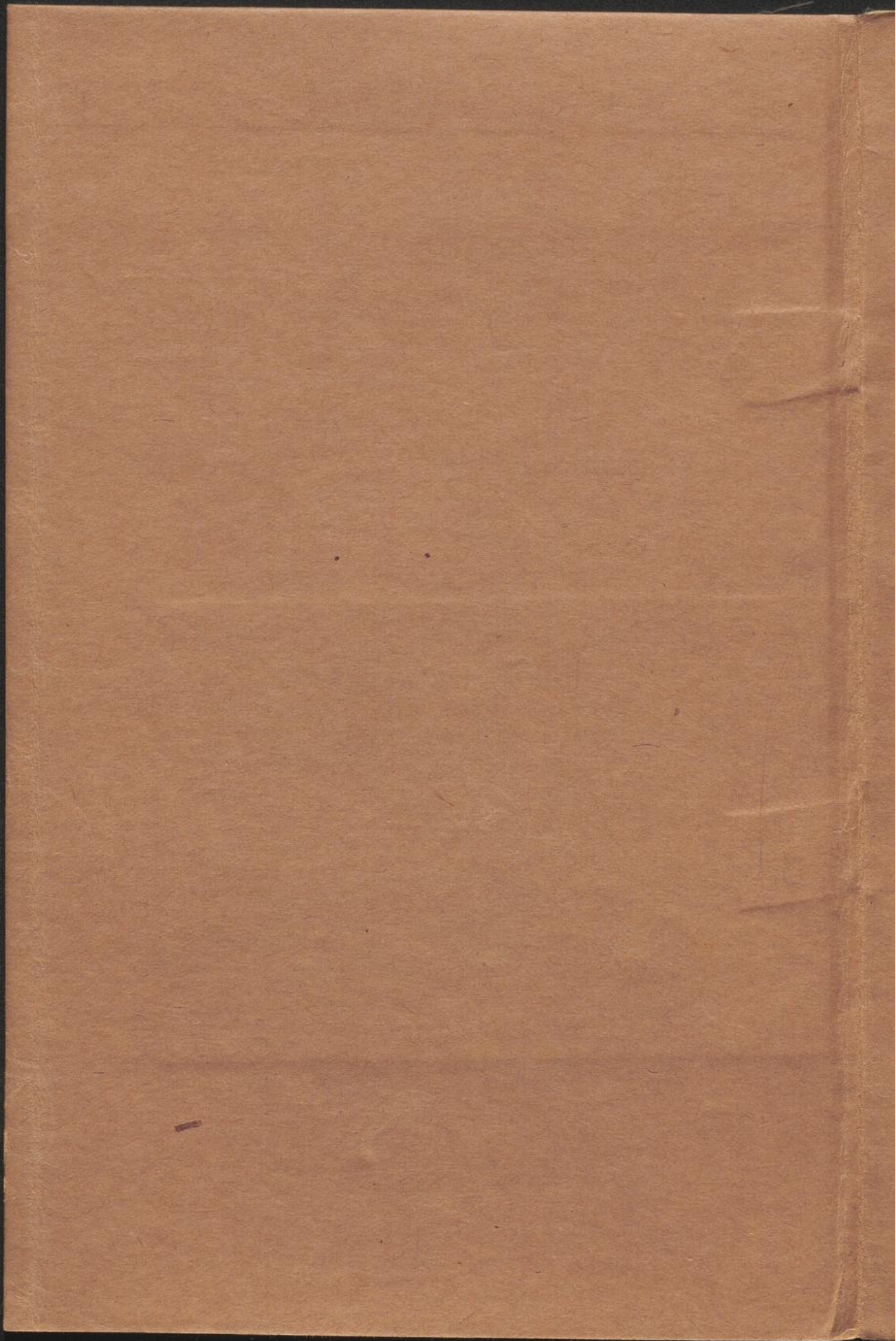
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1930

1 (1930)

ten





1930



fr.



her
tro
uni
wi
ba
der
jed

sic
,
wi
wi
un
ho
Hi

W
un
Hi
fi
sa
E
M

Caritasblüten

Nr. 1

Januar

1930

Seliges Neujahr!

Ein alter Segensspruch,
Voll Kraft und Innigkeit
Und christlich gläubigem Sinn!

Seliges Neujahr! Jedes Blättchen der Caritasblüten trägt diesen herzlichen Wunsch mit Freuden hinaus in alle Leserkreise! Denn trotzdem unsere Zeiten nichts weniger als rosig sind und in Stadt und Land über die mißliche wirtschaftliche Lage gestöhnt und geklagt wird und die Folgen des Weltkrieges sich unaufhörlich bald in dieser, bald in jener Form zeigen und wie schwere Gewitterwolken über dem deutschen Vaterlande hängen, so kann das neue Jahr doch für jeden Einzelnen ein „Seliges Neujahr“ werden.

Und das wird es, wenn wir an die Güte und Liebe Gottes, die sich hinter den Wolken verbirgt, glauben und auf sie fest vertrauen. „Gott verläßt die Seinen nicht.“ Wir bleiben die Seinen, wenn wir nicht loslassen von einem felsenfesten Vertrauen auf seine Hilfe, wenn wir unsern heiligen Glauben in Wort und Tat kund geben und die Sorge für uns und die Anstrengungen in Gottes weise Vaterhand legen; wenn Gottes- und Nächstenliebe die Triebfeder unserer Handlungen wird.

Gottes Wille überall und in allem! Das ist der Stern der Weisen, den wir nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Er führe uns durch das neue Jahr. Wenn wir ihn verlassen, fallen wir in Herodeshände, folgen wir ihm jedoch mit goldener Treue, dann finden wir das Kind von Bethlehem, an dessen Krippe die Engel sangen „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind“, d. h. die eins mit Gottes Willen sind. Dann wird 1930 wahrhaft ein:

Seliges Neujahr!



LAMERS PINXIT.

BK

In der Krippe liegt das Leben,
Und die Liebe und die Gnade,
Die mit ihren Blzweigblättern
Uns bestreut die rauhen Pfade.
O das Kindlein auf dem Strohbett,
Arm an Purpur und Juwelen,
Ohne Zepter, ohne Kronen,
Macht nun frei in Gott die Seelen.
Denn aus des Erbarmers Mitleid
Ranket die Erlösungspflanze,
Die sich über frommen Häuptern
Wölbt zum grünen Segenskranze.

Schwere Kämpfe um den Beruf

Aus Monte Cassino, Rhodesia

Im Dezember 1922 wurden die ersten schwarzen Mädchen als Kandidatinnen aufgenommen. Es war dies eine große Neuigkeit, welche keine kleine Aufregung hervorrief, besonders bei den heidnischen Eltern; der Vater mußte ja durch diesen Schritt seiner Tochter auf die Rauffumme, die er für sie erhalten konnte, verzichten; letztere besteht in 10 bis 15 Stück Rindvieh und oft bis zweihundert Mark Geld. Auf alles dieses verzichten, war ein großes Opfer, oft größer für den Bruder des Mädchens als für den Vater, denn das einzige Vermögen, das der Bursche von seinem Vater erhält, sind einige Ochsen, in den meisten Fällen aber die Lobola der Schwester, wofür er sich nun seinerseits ein Weib nehmen kann.

Nicht selten sind die Mädchen schon verkauft, wenn sie noch sehr jung sind, und es gibt alsdann endlosen Streit, wenn das Mädchen, wenn es erwachsen ist, den für sie erwählten Mann nicht will, sondern einen andern wünscht. So war die Schwierigkeit für einige Kandidatinnen noch viel größer, von ihrem Vater bzw. Bruder die Erlaubnis zu erhalten, sich dem lieben Gott zu weihen.

Besonders große Opfer mußte Florentina bringen und nicht minder ihre Freundin Elisabeth, die bis heute noch keine Erlaubnis erhalten haben. Florentina ist die Tochter von Gaza, einem hohen, breitschulterigen Eingeborenen in einem zwei Stunden von Monte Cassino entfernten Kraal, Korida. Ihr Vater, von edlem Charakter, hatte die Mission lieb; sein ältester Sohn, Hermann, war einer der ersten Schüler auf der Station, und nachdem er 1917 die Schule verließ, erlaubte der Vater seiner Tochter Muboepi, zu deutsch „wo kommt ihr her“, zur Missionschule zu gehen. Muboepi zeigte sich willig und fleißig, und da sie schon zu Hause in der Außenschule gelernt hatte, hatte sie das Glück, Juli 1919 getauft zu werden, wo sie den Namen „Florentina“ erhielt. Von nun an wurde ihr Eifer noch größer. Mehrere Mädchen hatten schon seit längerer Zeit den ernstesten Willen, Schwester zu werden, doch war bis dahin noch nichts ~~geregelt~~ geregelt für ihre Aufnahme. Da nun der Heilige Vater wünschte, daß unter den Eingeborenen eigene Genossenschaften gegründet würden, so wurde von seiten der kirchlichen Obern nach reiflicher Überlegung der Plan gefaßt, in Rhodesia nur für gut gesittete und brave Mädchen eine Kandidatur zu errichten, welche sich auf drei Jahre erstrecken sollte; nach dieser Zeit sollten diese Jungfrauen nach Natal ins Postulat kommen. Als eine der wichtigsten Be-

dingungen galt seitens der Mädchen die Erlaubnis des Vaters oder des Vormundes, bzw. Bruders.

Der Tag für den Anfang der Kandidatur war für den 8. Dezember bestimmt, und schon mehrere Monate vorher bemühten sich die jungen Mädchen, ihre Verwandten günstig zu stimmen. Nach mehr oder weniger Schwierigkeiten erhielten sechs davon die Erlaubnis.

Florentina wäre nur zu gerne auch eine dieser glücklichen Kinder gewesen, und kurz nach der Taufe fragte sie ihren Vater um seine Zustimmung. — Aber da stieß sie sowohl bei ihrem Vater als auch bei ihrem Bruder auf unüberwindliche Hindernisse, hatte doch schon ihr Vater nur seine Frau erhalten mit der Bedingung, daß seine älteste Tochter die Frau des Sohnes seines Schwagers werden müsse. Also bereits vor ihrer Geburt war sie als Heiratsgut für ihre Mutter verkauft. Außerdem hatte der zukünftige Mann vor vielen Jahren einige Stück Vieh für sie bezahlt, welche sich in der Zeit vermehrt hatten und für welche sich ihr Bruder eine Frau genommen; dazu kam der für Florentina bestimmte Bursche und forderte dieselbe als seine Frau.

Gaza befand sich somit selber in einer schwierigen Lage. Versprochen war versprochen; er hatte hohes Heiratsgut angenommen und dazu wieder verloren durch die Heirat seines Sohnes. Ochsen hatte er keine zum Zurückerstaten, noch weniger Geld. Seine Tochter, auf die er bis jetzt so stolz gewesen war, sollte nun sein Unglück und Verderben sein. Durch Güte und Strenge, ja Prügel, versuchte er nun, Florentina von ihrem Vorhaben abzubringen. Das arme Mädchen war absolut nicht mehr sicher auf der Mission, und so wurde beschlossen, sie nach Chishawasha, 70 Kilometer von hier, zu einer Jesuiten-Mission zu schicken.

Als nun Gaza wiederkam, war seine Tochter verschwunden, und nachdem der erste Zorn vorüber war, hätte er nur gern gewußt, wo sie sei, doch es wurde ihm nicht verraten. Andererseits wurde ihm versichert, Florentina würde sorgen, daß er die Ochsen, welche für sie bezahlt seien, zurückhalte, er solle nur Geduld haben. Selbstverständlich war der für Florentina bestimmte Mann sehr wenig damit einverstanden, und er wollte sein Vieh sofort haben. Zum Glück war er auch ein Christ und ließ sich noch ein Wort sagen.

Nach weniger Zeit erfuhren Gaza und sein Sohn den Aufenthaltsort von Florentina, doch aus Furcht vor den Jesuiten ließen sie dieselbe in Ruhe. Nachdem Florentina nun bald ein Jahr in Chishawasha gewesen war, wurde sie ernstlich krank. Keine Medizin half, man schickte sie zum Native-Hospital in Salisburg, und auch da blieb die Besserung aus.

Natürlich hieß es bei den Eingeborenen, sie ist behert, und nur ihr Vater kann sie kurieren. Wie weit die Sache stichhaltig war, weiß ich nicht. Kurz und gut, ihr Vater besuchte sie und brachte ihr eine Medizin, und nach einiger Zeit wurde sie zum Staunen aller wieder gesund. Nun verlangte Gaza aber, daß seine Tochter heimkomme, er erlaube ihr, in Monte Cassino zu bleiben. Januar 1925 kam Florentina zurück, nachdem sie mehr als zwei Jahre fort gewesen und genügend Zeit gehabt hatte, sich über ihren Beruf zu prüfen. Wie wehmütig schaute sie ihre glücklichen Freundinnen an, welche nun schon lange in die Kandidatur aufgenommen waren. Florentina wäre vielleicht heute noch nicht Kandidatin, hätte nicht ein edler Wohltäter ihr Geld geschenkt, wofür sie Vieh, welches sehr billig war, zur Zeit kaufen konnte. Sobald das Vieh ausgesucht war, wurde ihr Vater benachrichtigt, der nun endlich, wenn auch mit schwerem Herzen, seine Zustimmung gab. Nachdem nun die Sache soweit geordnet war, wurde die Aufnahme nicht mehr aufgeschoben. Am 10. Mai 1925 erhielt Florentina das weiße Kopfstuch und einen Kragen, welches sie als Kandidatin kennzeichnete.

Nicht so glücklich wie Florentina, welche durch einen edlen Wohltäter gerettet wurde, ist Elisabeth. Dieselbe wurde 1922 getauft. Eine Verwandte von ihr wurde am 8. Dezember 1922 als Kandidatin aufgenommen. Auch bei Elisabeth stellte sich schon um diese Zeit der Wunsch ein, sich dem lieben Gott zu schenken, doch verwahrte sie einstweilen noch ihr Herzensgeheimnis. Ihren Angehörigen war es zwar nicht sehr lieb, daß sie mehrere Jahre auf der Station blieb, doch eine weitere Ahnung schienen sie nicht zu haben. Als nun ihre Freundin Florentina im Mai 1925 als Kandidatin aufgenommen wurde, dachte Elisabeth allen Ernstes daran, nun auch um diese Erlaubnis zu bitten. Selbstverständlich gab es wieder großen Aufstand. Zwei ihrer Brüder kamen und wollten sie heimlich holen, doch sie war fest. Schon als Kind verkauft, handelte es sich darum, die Ochsen zurückzuzahlen. Falls die verlangte Zahl Ochsen gegeben würde, gäbe der Vater die Erlaubnis.

Auf der Mission konnte sich Elisabeth kein Geld verdienen, um Ochsen zu kaufen, somit suchten wir ihr eine Stelle. Leider war es unmöglich, daß sie aushalten konnte. Der Lohn war gut, die Arbeit viel, und doch hätte sie opferfreudig durchgehalten, wenn sie genügend zu essen erhalten hätte. Aber da gab es nur einmal im Tag die ordentliche Mahlzeit, und als sie nach sechs Wochen zur Station kam, war sie schon sehr abgemagert. Nichtsdestoweniger blieb sie doch vier Monate, bis ihre Kräfte versagten, dann kam sie zur Mission zurück. Mit Freuden würde sie sich einen andern Dienst gesucht haben, doch bis jetzt hatte sich noch nichts geboten.

Möge die kleine heilige Theresia doch auch ihr einen Wohltäter finden, der ihr hilft, ihr Ziel zu erreichen.

Die Charakterfestigkeit solcher Mädchen zeigt sicherlich, daß sie es ernst nehmen, und das läßt uns erhoffen, daß sie in der Zukunft treu aushalten werden, um so später ihren Landsleuten als Mutter und Vorbild zu dienen und viel an ihrer Bekehrung mitzuwirken.

K

Ein pflichttreuer Katechet

Aus dem Tagebuch einer Missionschwester

An einer Waldesecke im Uru hatte seit Jahren ein Katechet seinen Schulplatz in Gottes freier Natur. Es war ein schattiges Plätzchen mit Gebüsch und Zäunen. Von Berg und Tal schlängelten sich schmale Fußpfade dorthin; Hunderte von Heidenkindern kamen in den Schultagen hier zusammen. Eines Morgens, als der Katechet gerade wieder emsig seines Amtes waltete, kam plötzlich ein Europäer, der Aufseher eines griechischen Ansiedlers, daher und fesselte, ohne ein Wort zu sprechen, den Lehrer. Im Nu waren auch die Kinder nach allen Richtungen auseinandergeflogen, gleich Bienen, welche von ihrer Königin gedrängt werden. Der Katechet aber blieb unter einem Baum angebunden und schmachete vor Durst und Hunger. Gegen Abend kamen gute Freunde und erbaten bei dem gewaltigen Europäer die Gunst, dem Gefangenen eine Erquickung geben zu dürfen; darauf bekam der Lehrer auch wieder seine Freiheit, jedoch unter der Bedingung, in Zukunft die Kinder am frühesten Morgen auf das Feld zur Arbeit statt zur Schule zu schicken. Der Katechet setzte dann den Missionsobern von diesem Ereignis in Kenntnis, denn Uru war damals noch unbesezt. Die Sache wurde der Regierung vorgelegt und die Mission trug den Sieg davon. Später erzählte mir der wackere Katechet, er habe sich bei der schmählichen Behandlung den Heiland an der Geißelsäule vorgestellt, weswegen er auch alles so geduldig hinnehmen konnte. Das ist eines der vielen Beispiele, was unsere tapferen Katecheten manchmal für den heiligen Glauben zu leiden verstehen.





Einige kleine Schüler von 4, 5 und 6 Jahren vom Kindergarten in Mount Frere

Missionsarbeit in Mount Frere

Sm Februar 1928 wurde hier in der Transkei eine neue kleine Missionsstation gegründet. Zwei unserer Schwestern und mehrere eingeborene Kandidatinnen machten den Anfang; der nicht ganz leicht war. Ein neuer Volksstamm, eine neue Sprache, und dazu 22 fremde Sekten, die sich alle der Heiden-seelen bemächtigen wollten! Die älteste derselben soll schon über 200 Jahre hier an der Arbeit sein. Die Eingeborenen selbst haben schon mehrere Kirchen zu Ehren der Heiligen des Alten Bundes gegründet, die ein Gemisch von Christentum und Heidentum in sich schließen. Vor einiger Zeit wurde ein solcher Gründer verhaftet, weil er die Täuflinge im Fluß zu lange unter Wasser hielt und dabei mehrere ertränkte, in der guten Absicht, den Neugetauften das Glück des Himmels zu verschaffen. Öfter habe ich schon gehört, daß man unsere Kirche die Mutterkirche nennt und die andern deren Kinder. Auf unseren Missionsausgängen werden wir fast überall gern gesehen, besonders von den Kranken, deren wir uns selbstverständlich mit besonderer Liebe annehmen. Wir haben auch schon mehreren das Glück der heiligen Taufe vor dem Hinscheiden verschaffen können. So konnte ich vor kurzem sogar einem Kranken Kosa-Chief das Taufwasser über das Haupt gießen, was nicht sehr häufig vorkommt wegen der drei großen Hindernisse: Vielweiberei, Trunksucht und Aberglauben. Schon nach zwei Tagen starb er eines sehr erbaulichen Todes und forderte noch vor seinem Hin-

scheiden die Anwesenden zum Gebete auf. Er hatte nur noch „eine“ Frau, welcher der Todesengel ebenfalls bereits ein Zeichen auf die Stirne gemacht hat. Hoffentlich wird ihr Ehegatte ihr dieselbe Gnade von Gott erbitten.

Einen weiter entfernten Chies haben wir ebenfalls besucht. Dieser nennt 80 Frauen sein eigen und noch weitere 50, die ihm von verstorbenen Männern zugefallen sind. Es ist also kein Wunder, wenn ein solcher Mensch absolut kein Verständnis zeigt für etwas Höheres. Die wichtigste Frage ist: Wie können wir hier eine Schule errichten? Zu unserm großen Bedauern haben wir noch wenig günstige Aussicht dafür, weil es uns an Mitteln und an einem geeigneten Platze fehlt, doch wir hoffen zuversichtlich, daß diese Hindernisse bald überwunden werden können.

Einige Eingeborene, welche schon von uns auf die heilige Taufe vorbereitet wurden, sind auch bereits getauft, einige andere Heiden haben sich schon wieder dafür gemeldet. Eine halbweiße Frau kommt zum Unterricht und bereitet sich mit ihren Kindern zum Übertritte vor. Mehrere weiße Kinder kommen an bestimmten Tagen nachmittags zum Konvent und erhalten Religionsunterricht. Für die Kleinen eröffneten wir voriges Jahr einen Kindergarten. Wenn man auch viel Geduld mit den vier-, fünf- und sechsjährigen Kleinen zu üben hat, so erlebt man doch noch viele Freuden mit ihnen. Manche von ihnen, die kaum etwas vom lieben Gott gehört hatten, kommen jetzt öfter zu mir und erzählen mir, wie sie ihr Morgen- und Abendgebet verrichtet haben, und nicht selten bringen sie ihre Pfennige, die sie für Süßigkeiten erhalten hatten, und werfen sie in das Opferkästchen für das Jesulein. Auch Blumen werden gebracht, und lezthm reichte mir eines sogar eine Handvoll Unkraut, in der guten Meinung, es seien Blumen, die auf den Altar gestellt werden können. Ein kleines Mädchen, das nichts zu bringen hatte, kam nachher ganz schüchtern zu mir mit einem Stückchen Brot von ihrem Frühstück und bat mich, dieses dem Jesulein zu geben. Selten kommt es vor, daß eines dem andern einen Schimpfnamen gibt; der liebe Heiland wird gewiß seine Freude an diesen kleinen Seelen haben. Wenn die Kinder auch später wieder wenig vom lieben Gott hören sollten, so kann man doch hoffen, daß das Gute, das jetzt in ihre Herzen gepflanzt wird, später noch reifen wird. Möge der liebe Gott auch fürderhin unsere Arbeiten segnen und das Blut Christi an vielen Seelen fruchtbar machen.

B

Aus dem Missionsleben

Driefontein, Rhodesia

Die Liebe, welche in unserer kleinen Ordensfamilie alles erleichtert, macht unbewußt ihren Einfluß auch geltend bei unseren Kindern, bei denen doch von Natur stumpfsinnige Selbstsucht alles Höhere und Edlere wie mit der Wurzel ausgerottet zu haben schien. Sie sind jetzt mit Gottes Gnade so weit, — vor einigen Monaten fingen sie an — daß sie sich freiwillig anbieten, Sonntags und in der freien Zeit notwendige, für ihren Geschmack höchst unangenehme Arbeiten, wie Geschirr spülen, Bewässern unseres großen Gartens, was wegen Fehlens einer Pumpe sehr mühsam ist, zu übernehmen. Noch vor einem halben Jahre hätte ich das kaum für möglich gehalten, so sehr mußten wir sie zu derartigem treiben, fast zwingen. Gott sei tausendmal Lob und Dank dafür! Die hochw. Väter und alle, die mit den Mädchen näher in Berührung kommen, darunter ein junger, sehr religiös denkender Mann, der unsere elektrische Anlage fertiggestellt hat, können sich nicht genug wundern über den Arbeitsgeist und die Munterkeit unserer Mädchen, was sie bei jeder Gelegenheit unverhohlen aussprechen. Unser Vater Superior ist so zufrieden mit ihnen, daß er vor hat, nach und nach die Milchwirtschaft und alles, was damit zusammenhängt, Röhre melken usw., auf unsere Mädchen zu übertragen. Für unsere Tätigkeit würde das selbstverständlich einen großen Vorteil bedeuten. Früher Sr. Epiphana und jetzt Sr. Theresiana, beide litten z. B. sehr unter dem Umstand, daß meistens mehr als die Hälfte der Knaben während der Schulzeit abwesend waren und daß es fast an der Tagesordnung war, daß immer wieder Buben, manche schon nach wenigen Monaten, sich mit den von der Mission gestellten Kleidern aus dem Staube machten. So war an ein erfolgreiches Arbeiten in der Schule nicht zu denken. Woher kommt das? Unsere Jungens bekommen von ihren Eltern fast keine Kleidung gestellt; zudem müssen sie sich den sogenannten „Lobola“, die Heiratsaussteuer für ein Mädchen (oft bis zu dem Betrage von 15 Ochsen oder 15 Pfd. Sterling), selbst verdienen und auch zugleich hohe Steuern zahlen. Kein Wunder daher, wenn die meisten eine der sich zahlreich anbietenden Gelegenheiten zum Geldverdienen in großen Städten oder bei Farmern ergreifen. Man kann's ihnen darum nicht verdenken, wenn sie die Missionschule nur zu dem Zweck besuchen, um ein wenig Lesen und Schreiben zu lernen und möglichst bald getauft zu werden. Sie sind gewöhnlich eifrig im Katechismuslernen, und die Taufe darf man bei ihnen auch nicht zu lange hinauschieben, sonst halten sie nicht aus und bleiben eben Heiden, wie uns das Beispiel so mancher schon gezeigt hat.

Einen guten Burschen haben wir hier, Paul, der mit Begeisterung von seiner fernen Heimat in Ostafrika spricht, wo es schon viele einheimische Priester und Schwestern und Brüder gebe. Er selbst will Bruder werden, und wir trauen es ihm auch zu. Er hat etwas Festes, Gediegenes in seinem Charakter und ist so dienstfertig, daß ihn jedermann gern hat. Schwester Oberin hat eine große Stütze an ihm in der Krankenpflege bei den Knaben, die er mit bewunderungswürdiger Aufopferung bei Tag, und wenn nötig, auch bei Nacht, übernimmt. Kurze Zeit vor Ostern wurde Vinzenz, ein Küchenjunge des hochw. V. Superior, schwer krank. Er war erst beim hochw. V. Quinn in Hama, etliche Meilen von Heilig Kreuz entfernt, das auch Driefontein unterstellt ist. Eines Tages kam er zu unserm V. Superior und bot sich treuherzig an, ihm dienen zu wollen, V. Superior nahm ihn an, nachdem dieser H. V. Qu. um Erlaubnis gebeten hatte, und Vinzenz gab dann — leider nur so kurze Zeit, etwas über ein Jahr — das leuchtende Beispiel eines musterhaften Dieners, wie man sie selten hierzulande findet. Man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er seine Arbeit mit ganzer Seele tat, nicht als Lohndiener, sondern in treuer Anhänglichkeit an die Mission und den H. V. Superior, der bezeugt, daß er nie Ursache zu ernstlicher Klage bei ihm gefunden habe. Immer sah man ihn zu jeder Dienstleistung aufgelegt, mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen, selbst bei den schwersten Aufträgen, die ihm sehr schwer geworden sein müssen, da er von zarter Körperbeschaffenheit war und eine schwache Lunge hatte. Schließlich war er gezwungen, sich krank zu melden. Als sein Zustand anfangs bedenklich zu werden schien, ließ ihn V. Superior zum Konvent herüberbringen, wo er dann im Nähzimmer die denkbar beste Pflege genoß. V. Superior wollte ihn um jeden Preis retten, und Sr. Oberin bot alles auf; vergebens — die Blume war voll entfaltet und reif für den Himmel. Seine sich immer gleich bleibende Geduld, ja Heiterkeit, war höchst erbaulich. Fragte man ihn nach seinem Befinden, so sagte er lächelnd mit rührender Einfalt: „Udinocuda ku dcuga“ — „ich gehe in den Himmel“. Oft sah man ihn die Lippen im Gebet bewegen; als er das vor Schwäche nicht mehr konnte, horchte er begierig auf das, was die liebe Sr. Oberin ihm vorbetete. Hochw. V. Superior besuchte ihn oft, und der Kranke schien daran großen Trost zu finden. In den letzten Tagen, nachdem er zuvor wiederholt mit größter Andacht die heiligen Sterbesakramente empfangen hatte, verlor er das äußere Bewußtsein. Selbst in diesem Zustande war sein Anblick höchst erbaulich. Während der letzten Tage litt er furchtbar an Atemnot. Die Atemzüge gingen so schwer und sägend. Trotzdem war er ein Bild stiller, leidender Geduld, nichts Gewalttames in seinen Zügen, und hier und da sah er mit ent-

jetztem Blick zur Decke, als sehe er Jenseitsgestalten und kämpfte gegen sie an, „Ibva“, d. h. „weiche von mir“, worauf ihn einige Tropfen Weihwasser wieder beruhigten. Kurz vor seinem Tode, gegen Mitternacht, verklärten sich seine Züge. Mit sanftem Lächeln schaute er zum Himmel und hauchte dann, fast unbemerkt, ohne jeden Kampf, seine Seele aus. Alle Schwestern und seine nächsten Angehörigen, Mutter und älterer Bruder, hatten um ihn herum kniend seit 8 Uhr abends die Sterbegebete gebetet bis etwa gegen 11 Uhr, und wir alle konnten nicht genug staunen über das Betragen der Mutter und des Bruders. Diese hatten sich schon seit mehreren Tagen abge-



Eine lustige Gesellschaft, die allen Lesern und Leserinnen ein „Glückseliges neues Jahr“ aus Afrika zuruft!

wechselt in der Pflege des Kranken, und wahrlich, eine gute Krankenschwester daheim hätte nicht aufmerksamer, liebevoller und selbstvergessender sein können, so daß sie nach dem Tode des Vinzenz ganz erschöpft waren. Was aber noch viel bewunderungswürdiger ist, das war die ruhige Fassung der beiden. Wenn ich sage, daß die Mutter noch eine Heidin ist, und daß diese sich nach den heidnischen Bräuchen ganz unsinnig bei solchen Fällen geberden müssen — alle alten Frauen werden erst vor ihrem Tode getauft, weil man sagt, daß sie ihres Alters wegen unfähig sind zum Lernen und Empfang der Sakramente — so wird man kaum das folgende verstehen können. Das Gesicht der Mutter war unverändert, all die Tage und Nächte hindurch immer gleich mitleidend, sorgend, duldend, aber keine Spur von irgendwelchen gewaltsamen Gemütsre-

gungen, wie man sie bei heidnischen Weibern viel mehr als bei Männern in dämonischer Weise hervortreten sieht. Wenn sie Zeichen der Angst bei ihrem Kinde bemerkte, sagte sie ihm mit großer Ruhe und Andacht die heiligsten Namen vor, und wenn man sie fragte nach seinem Befinden, sagte sie nur: „A no cuda ku denga“ — „er geht in den Himmel“. Sie schien ganz ergeben, ja freudig darüber, daß ihr Kind in den Himmel gehen sollte. Als der Atem stockte, sagte sie ganz still und einfach: „Wa cuda“ — „er ist gegangen“ und blieb unbeweglich mit demselben Ausdruck stiller Ergebung neben der Leiche knien, nachdem sie ihm die Augen zugeedrückt hatte. Wir waren sprachlos vor Staunen, denn die Heiden halten es für Herzlosigkeit, wenn man beim Tode Angehöriger nicht jammert und lamentiert. Als wir dann, nachdem Gabriel, der Bruder des Verstorbenen, die Leiche gewaschen hatte, ihm weiße Kleider anzogen und schön auf das Paradebett hinlegten und mit Blumen schmückten, da folgte sie jeder unserer Bewegungen mit höchstem Interesse und sichtlicher Freude, uns dankend, daß wir ihrem Kinde solche Ehre erwiesen. Vinzenz lag aber auch da wie ein schlafender Engel. Der Ausdruck seines Gesichtes war überirdisch schön, und nie war bisher ein Eingeborener so schön aufgebahrt worden. Andern Morgens früh wurde die Leiche in die Kirche gebracht und dort aufgedeckt während der ganzen heiligen Messe ausgestellt. Wir alle waren zu Tränen gerührt, und ich kann sagen, daß ich nie ein so schönes Begräbnis gesehen habe. Unter den Klängen der Orgel „Anima Christi“ setzte sich der Zug in Bewegung; die Leiche war immer noch aufgedeckt, und wie ein Magnet zog mich das stille Antlitz des Toten an; ich mußte ihn betrachten, bis die ersten Schaufeln Erde ihn zudeckten. — Die Eingeborenen werden nicht in einen Sarg gelegt, sondern nur in eine Decke geschlagen. — B. Superior beteuerte uns, daß er noch am selben Tage eine unerklärliche Freude verspürt, ungeachtet seines tiefen Schmerzes über den Verlust des so seltenen Knaben. Er persönlich sei fest überzeugt, daß wir an Vinzenz jetzt schon einen Fürsprecher im Himmel hätten. Welchen Eindruck das Geschehnis auf unsere Kinder gemacht haben muß, zeigt u. a. die Tatsache, daß mehrere von ihnen Vinzenz im Traum sahen mit weißen Gewändern und Blumen, und wie er sie zum Gehorsam ermahnte.

Schw. M. Vera.

5



Krankenpflege in Uru, Ost-Afrika

Stimmen aus dem Elendstal

Soch auf eines Berges Höhe, am Fuße des mit ewigem Schnee bedeckten Kilimandjaro, ganz dicht an einem Urwalde angelegt, befindet sich die kleine arme Missionsstation Uru der Väter vom Hl. Geiste. Schlicht und einfach ist zwar das kleine, nette Schwesternhäuschen, aber doch von festen Steinen mit schattiger Veranda gebaut, während das Herrenhäuschen, noch ein Holzhaus mit zwei kleinen Türmchen und winzigen Zimmerchen, in unmittelbarer Nähe des Kirchleins steht, 40 Fuß tiefer als unser Häuschen und in einer Entfernung von 550 Schritten. Ganz stille und in tiefer Einsamkeit wohnen wir da, im traulichen Herz-Jesu-Garten von Uru.

Seit mehreren Monaten habe ich die Freude, hier zu sein und bemuttere ein paar junge Schwesterchen, welche mir mit kindlicher, dankbarer Liebe ergeben sind. Scherzweise wird jetzt die alte Afrika-Tante, die schon längst über 40 Jahre in Afrika ist, die „kleine Priorin von Uru“ genannt und gern besucht von weiß und schwarz; Uru liegt nämlich nur zwei Autostunden entfernt von Moshi, der Bahnstation.

Uru ist dem göttlichen Herzen Jesu geweiht, und da dem Wadschaggavolke schon vom Anfange an der Weg zum Herzen Jesu gezeigt worden war, so konnten sie ihn trotz allem Wirrarr, welchen Krieg und Völkerhaß ins Land gebracht, und

welcher durch die Ausweisung der Missionare, Brüder und Schwestern entstanden, doch nicht gänzlich verlieren.

„Gottes Wege — lichte Bahnen durch des Glaubens hellen Stern,

Durch der Liebe Feuerflammen in dem Herzen uns'res Herrn!“

Aus dunkler Nacht hat sie das göttliche Herz Jesu wieder zum Lichte gebracht, und das Volk eilt herbei zu der reichen Segensquelle, die aus diesem milden Heilandsherzen fließt, und verlangt nach Christenlehre und Taufe. Ein Herz und Geist erhebendes Bild ist es, besonders an Sonn- und Festtagen, wenn die Kirchenglocken läuten und das schwarze Volk, alt und jung, groß und klein, in ihre meist weißen oder hellen bunten Kleider und Tücher gehüllt, freudigen Herzens zur Kirche eilen.

Eine herrliche Aussicht bietet der im Silberglanz leuchtende Schneeberg im Rücken der Kirche; er liegt so nahe vor uns, daß man ihn fast zu greifen meint; dann rechts und links Berge und der mächtige Urwald, überall herum liegen gefällte Baumriesen, und was das staunenswerteste ist und fremdartig erscheint, zahlreiche blühende Rosenbüsche bilden in nächster Nähe der Kirche eine ganze Allee. Von da aus sieht man hinunter in das sich weitende Tal, in die wilde Steppe. Aus diesem Steppenmeer erheben sich hie und da Berginseln; dort liegt die Bahnstation Moshi mit den weißen Mauern und silberschimmernden Blechdächern.

Die Kirchenglocken läuten, das alte, primitive Gotteshaus füllt sich mit Christen und Katechumenen, dicht gedrängt steht das friedliche Bergvolk beisammen und lauscht andächtig dem Worte Gottes. Nicht so glücklich sind die armen Steppenbewohner, die meist noch wilden Massai stämme, ein Nomaden-Hirtenvolk. Aber am unglücklichsten sind wohl die armen Ausfägigen, deren Ansiedelung in einem Ausfägigenheim, nahe bei Uru, sich befindet. Wohl klingen die Glocken hinunter zu ihnen „ins Elendstal“. Viele von ihnen sind schon Christen, aber sie sind ja „unrein“, geächtet, sie dürfen nicht unter den Gesunden erscheinen. An dem für sie streng abgeordneten Platz, reserviert für Ausfägige, müssen sie wohnen, in ihren alten, zerfallenen Hütten, wie die Toten unter Toten. Wie sollten es diese ärmsten aller Armen, die Unglücklichen auch wagen, sich unter die Glücklichen, Gesunden zu mischen? Wie könnten sie diese schrecklichen, verstümmelten Hände erheben oder ihre unnatürlich schrill gellende Stimme ertönen und ihr entstelltes Antlitz sehen lassen? — Müßten diese glücklichen Menschen nicht entsetzt vor ihnen zurückweichen und vor Ekel die Augen von ihrer Gestalt wenden? „Die Ausfägigen! Die Ausfägigen!“, würden sie vor Schrecken ausrufen und sie anzeigen, daß sich die Toten unter die Lebenden mischen. „Un-

rein, unrein!" O ja, sie wußten es, daß sie das sind. Und zum Glück war und ist das schwarze Wadschaggavolk nicht so hart wie einst die Juden, welche, sobald solch ein Ausfägiger sich zu nahe heranwagte, sofort ausriefen: „Steinigt sie! Die von Gott Verfluchten, tötet sie!“ Heiden wie Christen sind aber hier nicht grausam gegen die Ausfägigen, sie fürchten wohl dieselben, meiden die nahe Berührung und den Umgang mit ihnen, aber sie fluchen ihnen nicht, im Gegenteil, sie betrachten dieselben als von Gott Gezeichnete, und hüten sich, ihnen Böses zu tun, um nicht aus Strafe ebenfalls von Gott gezeichnet zu werden. Wenn Frauen und Mädchen den Ausfägigen begegnen, wollen sie ihnen ihr Mitgefühl bezeugen, indem sie ihr Haupt mit einem Tuche verhüllen und in lautes Weinen und Wehklagen ausbrechen. Solches Gebaren tröstet aber die armen Ausfägigen keineswegs, sondern gibt ihnen aufs neue zu erkennen, wie schreckenerregend und noch dazu unheilbar ihre Krankheit ist. Instinktiv suchen sich diese Armsten selber zu verbergen, suchen die Einsamkeit, die dunkelsten Ecken, die Wildnis auf.

„Stimmen aus dem Elendstal!“ Ja, in der Tat traurige Stimmen und Wehmutsklagen möchte ich diese Mitteilung über das zur katholischen Mission Uru gehörende Ausfägigenheim nennen und den freundlichen, gefühlvollen Lesern einige der Unglücklichen vorführen in Wort und Bild.

Ich war schon mehrere Monate in der kleinen, traulichen Station Uru, im Herz-Jesu-Rosengarten, wie ich unser armes Kirchlein, das ich durch einige Malereien etwas zu verschönern suchte und das stets mit Rosenschmuck, in Weiß, Rosa Gelb und Purpur geziert ist, zu nennen pflege, aber ich konnte mich lange nicht entschließen, das Elendstal zu besuchen. Schon ehe ich diese Unglücklichen zu sehen bekam, krampfte sich mein Herz vor Mitleid zusammen. Wenn unsere gute Sr. Siena von diesem beschwerlichen Wege nach dem Elendstal, das sie mehr als eine Stunde durch die heiße Steppe, bergauf, bergab führte, nach Hause kam, war sie still und ernst, fast schwermütig ob des Elendes, das sie dort gesehen, ob des Jammers und der verzweifelnden Ausbrüche und des finstern Hinbrütens, das sie schaute und dem sie mit bestem Willen doch machtlos gegenüberstand. Auch der Pater Missionar erzählte mir, wie wehe ihm oft zumute ist, wenn er, auf Apostelpfaden wandernd, seinen Weg zu diesen Unglücklichen nimmt, wenn sie jammern und klagen über Hunger, Hilfslosigkeit, langwieriges Siechtum, ohne jedoch besondere Schmerzen zu fühlen, über Verlassenheit, quälende Langweile. Wohl ist die Regierung bemüht gewesen, für sie zu sorgen; sie hat den Ausfägigen den großen auch fruchtbaren Platz angewiesen, hat sogar gestattet, daß sie nach Wunsch mit ihrer eigenen Familie dort zusammen sein dürfen, im Falle einige ihrer Mitglieder eben aus Liebe bereit sind, sich

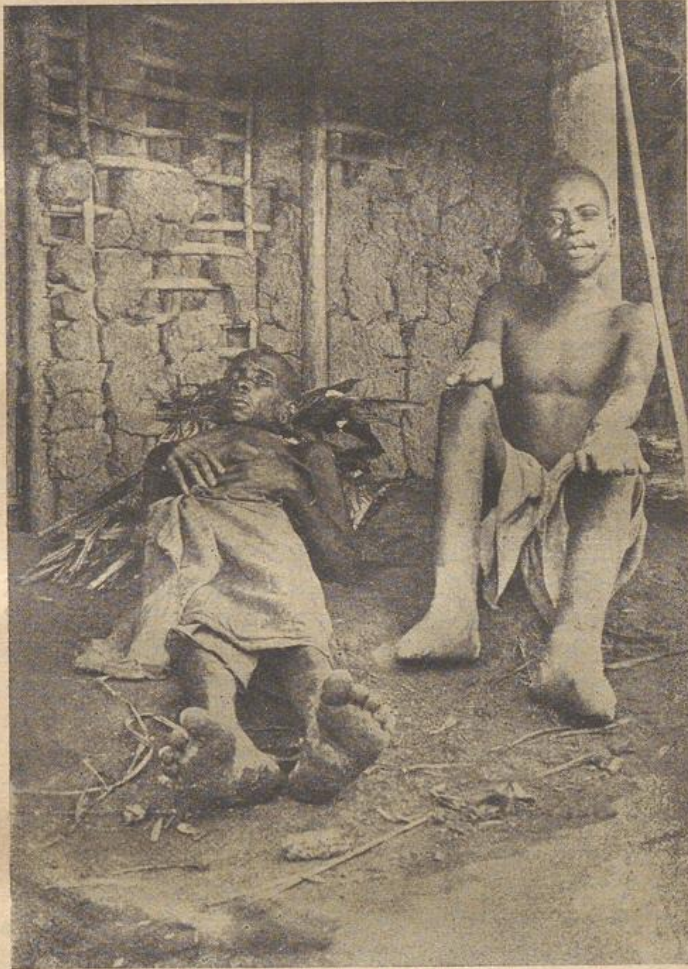
für sie zu opfern. Ihre alten zerfallenen Hütten wurden aus-
gebessert und jedem sein Feld für Mais und Bananen ange-
wiesen, welches sie sich nach Möglichkeit bebauen und besorgen
können. Wöchentlich einmal kommt der Arzt, um nachzusehen
und ihnen Linderung zu verschaffen. Eine offene, lustige Hütte
ist ziemlich abseits von ihnen an der Grenze für den Arzt ge-
richtet. Zu ihm müssen sich die Kranken begeben; er hat in der



Schwester Siena auf dem Wege zu den Ausfägigen
Im Hintergrunde
Schwesternhäuschen von Uru, das andere die neue Küche

letzten Zeit sogar mit Einspritzungen versucht, die furchtbare
Krankheit aufzuhalten. Wöchentlich einmal kommt auch der
Pater Missionar und bringt Abwechslung in das eintönige Le-
ben der langsam Dahinsterbenden. Er führt sie zu Gott und
lehrt sie die Tröstungen der heiligen Religion kennen. Er
kommt zu ihnen bis vor die Türe zu ihrer Hütte, um stehend
bei ihnen zu unterrichten, zu predigen, zu trösten und zu ermun-
tern. Stellenweise kommt auch ein protestantischer Pastor, um

seine Schäflein zu besuchen. Die Regierung hat das Ausfäzigenheim jedoch der katholischen Mission übergeben, und so kommt auch die Kranken- und Schulschwester von Uru, dieselben von Zeit zu Zeit zu besuchen. Außerdem ist ein guter Christ, mit Namen Ignaz, ein intelligenter Mann, welcher selbst eine sehr traurige Leidenszeit hinter sich hat, damit betraut, unmittelbar, ganz nahe dem Ausfäzigenheim wohnend, die Kranken



Ganz in Gottes Willen ergeben

täglich zu überwachen, daß keiner ohne die heilige Taufe und Tröstung der heiligen Religion ins Jenseits gehe. Ignaz hat sich selber zu diesem heroischen Liebeswerke angeboten und bekommt von der Regierung dafür eine kleine Entschädigung; er ist ein edler Charakter, und gegenwärtig wird er sogar für Krankendienste extra noch besser ausgebildet auf Wunsch der Regierung, des Paters Missionar und des guten, menschenfreundlichen Arztes.

Soviel im allgemeinen über unser „Ausfägigenheim“. Jetzt will ich versuchen, die Leser und Leserinnen mit mehreren der Unglücklichen näher bekannt zu machen, nachdem ich selber in Begleitung der Krankenschwester es wagte, die Unglücklichen zu besuchen. Mehrere Platten hatte ich mir in die Kassetten gelegt, um Bilder zu machen, die das Elend besser veranschaulichen, aber schon nach der zweiten Aufnahme zitterte die Hand, Tränen verdunkelten meinen Blick, ich war mir überhaupt nicht mehr sicher, ob die Aufnahmen etwas geworden sind, so tief hatte mich der Anblick der Unglücklichen ergriffen, und doch, es waren keineswegs die Schlechtesten, Kränksten, die in ihrem namenlosen Elende vor mir standen.

Schon die Ankunft, der Ort, die Gegend für die Ausfägigen, reserviert und streng abgeschlossen, hat etwas Ergreifendes für sich. Welch ein Unterschied war es, aus dem Reiche der glücklichen, gesunden, im Genuße des Lebens schwelgenden Menschenkinder in den Ort des Todes, der lebendig Begrabenen einzutreten!

Der Weg von der Missionsstation Uru, immer bergab, führt durch wohlgepflegte Alleen mächtiger Bäume, an großen Kaffeepflanzungen vorbei, teils weiß und duftend blühend, teils schon mit korallenroten Beeren behangen, in glänzendem Blättergrün. Heitere, glückliche Menschen sieht man darin arbeiten, hört fröhliches Lachen und zuweilen den monotonen Gesang der Neger. Vögel, Wildenten fliegen vom Wege auf; dann kommt man durch schöne Bananenhaine, deren grünseidene schimmernde Blätter sanft im Winde rauschen und unter welchen versteckt die Hütten der Eingeborenen stehen. Man hört das kindliche Lachen und Geplauder der schwarzen Kleinen, welche zum Teile vor den Hütten oder auf der Straße spielen und jedem Auto vorbeifahrender Europäer nachlaufen oder ihr freundliches „Jambo“ (sei gegrüßt) zuschreien. Muntere Ziegen meckern, einige Rinder, kleiner wie in Europa, sind friedlich am Grasfen, Vöglein zwitschern in den Zweigen und flattern herum in ihrem bunten, wundervollen Gefieder, ihren hochroten Köpfchen und gelben Schnäbelchen und dabei nicht selten geschmückt mit einer langen, grünen und roten Federschleppe als Schwanz. Ganze Herden graugrüner Papageien fliegen uns kreischend über die Köpfe. Bunte Spechte hacken und hämmern an den Baumstämmen. Überall fröhliches Leben, fleißiges Arbeiten, denn im ganzen genommen sind die Wadschaggas ein fleißiges, strebames Volk. Junge, kräftige Frauen tragen mächtige Lasten Gras auf ihrem Haupte. Männer in ihre langen, weißen Causa's gehüllt, stehen oder sitzen am Wege in Gruppen beisammen, „Shauri“, Ratsversammlung haltend, denn sie sind überall die Herren der Schöpfung.

Jetzt kommt eine Biegung des breiten, schönen Weges. Ver-

rammelt, mit Baumstämmen, Steinblöcken, wildem, stacheligem Kaktusgesträuch und hohen Dornhecken eingezäunt, gleichsam von den Lebenden abgetrennt, beginnt das traurige Reich des Todes. Stille, totenstill ist's hier. Kein Ton, kein Laut eines menschlichen Wesens, kein ordentlicher Fußpfad mehr, sondern verwildert, ungepflegt. Dornbüsche, woran man mit den Kleidern hängen bleibt, Gräben und Löcher zum Überschreiten, Steine mitten im Wege und wucherndes Buschwerk. Dann etwas weiter hinein wieder ein großer, breiter Graben, wie absichtlich als Grenze gemacht. Jetzt beginnt das Aussäzigenheim, — wenn das ein „Heim“ zu nennen ist. —

Wir stehen vor der ersten Hütte. Stille! Alles ist still. Aber die Sonne scheint doch so golden, der Himmel ist so blau, und mächtige, uralte Bäume ragen hoch über die niederen Hütten, eine blühende Bananepflanzung ist im Hintergrunde. Nichts rührt sich. Halt, da raschelt es zu unseren Füßen, durch die Farnkrautblätter windet sich ein grünseidenschimmerndes Schlanglein und streckt erzürnt das zischende Zünglein heraus, dann verschwindet es rasch unter einem Steingeröll. Jetzt endlich sehen wir hinter der Hütte versteckt ein paar arme Aussäzige kauern. Auf den freundlichen Ruf der Krankenschwester, deren sanfte Stimme ihnen wohl bekannt ist, wagen sich die Unglücklichen hervor. Bald erscheint auch der Aufseher.

Kein Wort sprechen sie. — Stumpfsinn, Mutlosigkeit steht auf den aufgedunsenen, geschwollenen Gesichtern, die Augen glanzlos, eingefallen wie bei Totenmasken und, ach, Füße und Hände verstümmelt. Ein alter Mann mit einem Stocke gehend, weil das linke Bein bis zum Knie gekrümmt ist und bald ganz abfaulen wird, war noch am heitersten und nahte sich gerufen herbei. Seit zehn Jahren ist der Arme schon da mit Weib und Kind, beide dem Aussäze ebenfalls verfallen. Als er vor mehr als zehn Jahren von der Regierung gezwungen wurde, das Aussäzigenheim zu beziehen, war das Weib noch gesund; sie wollte und konnte ihn nicht verlassen und teilte freiwillig sein trauriges Los. Welch' schönes Vorbild ehelicher Liebe und Treue! Am bedauernswertesten ist das Kind am Arme dieser Mutter, welches ebenfalls auf dem aufgedunsenen Köpfschen schon Spuren der schrecklichen Krankheit trägt. Seit zwei Jahren ist er ein eifriger Katechumene, mit ihm auch sein Weib; sie finden ihren Trost in der Hoffnung auf die himmlische Heimat, wo es keinen Schmerz, kein Leid mehr geben wird; er ist heiter und ergeben in den „Willen Gottes“, „Amri na Mungu“, wie die Eingeborenen so schön sagen, auch oft beim größten und schwersten Unglück.

Ein noch junges Mädchen, Protestantin, ganz abgezehrt, mit dünnen, schlotternden Beinen, mit dem Antlitz einer alten Frau, mit schon geringelten, unnatürlichen gräulichen, steifen Haaren,

ist das Gegentheil von diesem Ergebenen. Das Mädchen hatte einst bessere Tage gesehen und schöne Kleider getragen; und nun muß sie hier einsam, weggerissen von den Ihrigen, ihre Lebenstage so freudlos verbringen. Sie nennt sich „Hagar“, die in die Wüste Verstoßene. Ist sie nicht viel ärmer, als diese war? Niemals lacht sie, niemals spricht sie, nur zuweilen im Übermaß ihres Schmerzes schreit sie schrill auf oder versucht gar zu entfliehen; doch die Arme kommt nicht weit, die schwachen Beine tragen sie nicht, und der Aufseher führt sie wieder in die Hütte, in ihr Gefängnis zurück. Hagar ist bis jetzt der katholischen Religion noch unzugänglich; sie denkt an ihren Religionsunterricht und sagt, sie sei verloren, eine Geächtete, sie sei mehr als Hagar, die von Abraham Verstoßene, sie sei von Gott selbst verstoßen hier in diese Wüste geführt, eine Tote unter den Toten, und sie warte, daß bald ein „Simba“ (Löwe) in diese wilde Einsamkeit sich verlaufen wird, es gibt ja deren genug in der Steppe, der wird sie dann von der Pein erlösen. — Das sind Stimmen, traurige Stimmen aus dem Elendstal! —

Da ist eine andere Frau, die Witwe Magdalena mit ihrem Töchterlein, ein hübsches Kind von 6 bis 7 Jahren. Sie hat keine Zehen, keine Finger mehr, und doch humpelt sie noch in ihr Feld, arbeitet mit den Handflächen, mühsam die Hacke mit ein paar Knöcheln der abgefaulten Finger haltend; sie arbeitet für ihr Kind, ihren einzigen Trost, ihr Alles, damit es doch genug süße Bananen, saftiges Zuckerrohr und Mais zu essen habe. Armes Weib; doch sie hat noch etwas zu lieben, für jemand zu sorgen, ihr Kind, das schöne Mägdelein, das sich so gerne eng an die treue Mutter schmiegt. Bis jetzt ist das Kind noch gesund. Der Arzt wollte es ihr nehmen, da weinte und schrie sie, ja sie brüllte wie eine Wahnsinnige, und Matefo, d. h. Schmerzenskind, wollte sich nicht von ihr reißen lassen. Ich hörte, daß man ihr die Kleine doch eines Tages nehmen werde, bevor sie angesteckt wird. Die kleine Matefo soll zu uns nach Uru kommen, aber unsere Hauskinder und deren Eltern fürchten sich davor. Was wird die arme Magdalena dann tun, wenn sie ihres Kindes beraubt wird? —

Eine alte Frau, wenigstens sieht sie so aus, steht am Ende der Gruppe. Nur mürrisch und gezwungen kam sie näher. Mamka heißt sie und ist schrecklich anzuschauen; sie hat keine Nase mehr, und die Lippen und Wangen sind angefressen. Doppelt unglücklich ist Mamka, denn sie kann sich nicht in ihr Schicksal ergeben und ist schon mehrmals aus dem Aussäzigenheim geflohen. Sie wurde immer gewaltsam zurückgebracht mit den Ihrigen, denn sie ist eine verstoßene Frau aus einem noch stockheidnischen Kraal; dort sah man sie als

20

eine zur Strafe von den Vorfahren Gezeichnete an und wandte sich mit Abscheu von ihr ab.

Da sind zwei Brüder, wo der jüngere, David, den älteren, weil er aussätzig ist, nicht verlassen wollte und das schreckliche Los freiwillig mit ihm teilt. Er holt das Wasser, kocht, ackert und pflanzt und hilft und pflegt den Bruder — ein rührendes Bild getreuer Bruderliebe. —

Im großen ganzen helfen sich die armen Aussätzigigen gut untereinander; sie führen, stützen, pflegen einander und arbeiten, so gut sie noch können, mit einer Hand, oder wenigstens mit den Handflächen, ohne Finger. Die Bearbeitung ihrer kleinen Felder ist noch eine Abwechslung für sie und eine gute Einrichtung; sie bekommen ja noch etwas beigesteuert, damit sie leben können. Sr. Richardis in Uru erzählte mir, daß ihr einer der Aussätzigigen bei ihrem Besuche im Elendstal seine Hände zeigte und bat, man möge ihm doch jetzt die bereits langsam abfaulenden Finger abschneiden, damit er auch so gut noch arbeiten könne wie diejenigen, welche bereits nur mehr die innere Handfläche zum Arbeiten benützen.

Für die ganz Elenden, ich habe dieselben nicht mehr näher in Augenschein genommen, kocht der gute Ignaz, der Aufseher, und holt Wasser und was sie eben bedürfen.

Etwas weiter abseits sind noch einige gut instandgehaltene Hütten. Diese haben eine eigene Geschichte, eine wehmützig traurige, aber auch tröstliche, herzerhebende.

Da wohnt eine protestantische Familie, einst reich und angesehen; der Mann hatte sogar eine schöne Anstellung bei der Regierung. Er und seine Frau können lesen und schreiben; sie haben sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchterchen, und besitzen noch ihre Ziegen und viel Hausgeräte. Der Mann nennt sich und vergleicht sich mit Vorliebe mit dem frommen Dulder Job, und in der Tat, er ist es auch, nur mit dem Unterschiede, daß sein geliebtes Weib ihn nicht ausspottet, wie Jobs Weib getan, sondern, nachdem ihn das schreckliche Unglück, „aussätzig“ zu werden, befallen, aus freien Stücken mit ihm ging, und alle Kinder folgten ihr. Treue Gatten- und Kinderliebe machen den Unglücklichen glücklich. Wie ein Heiliger ist er, ganz ergeben; es ist ja aller „Amri ya Mungu“, der Wille Gottes, und der sei gepriesen in alle Ewigkeit! — Der edle Dulder leidet keine Not, denn er ist reich, hat auch schöne Felder, und unermüdlich sorgen die Seinen für ihn. Die Kinder sind klugerweise etwas separat in einer Hütte, brav und wohlgezogen, sie lesen fleißig die Bibel und schöpfen ihren Trost in der Religion ihres Vaters, welcher aber letzte Zeit durch die häufigen Besuche des seeleneifrigen Missionars und Superiors von Uru, Pater Johanni Todorowsky, immer mehr zum katholischen Glauben hinneigt.

An mondhellen Abenden, wenn die Sterne am Himmel flimmern und wie Engelsaugen auf die traumselige Erde herniederschauen, da ertönen aus dieser Hütte im Glendstale nicht selten Psalmengesänge, so linde und wehmütig, so flehend, daß die Leute über der Grenze des Ausfägigenheimes dieselben hören und tief ergriffen lauschen.

„Gedenke ich Deiner auf meinem Lager, so sinne ich noch am Morgen über Dich, denn Du bist mein Helfer. Und im Schatten Deiner Flügel will ich jubeln, Dir hängt meine Seele an; Deine Rechte hält mich aufrecht.“ (Psf. 62.)

Oder der fromme Dulder Job stimmt mit seiner nun allerdings schon schrill und unnatürlich gewordenen Stimme seinen Lieblings- und Trostgesang an: „Singet dem Herrn ein neues Lied: denn er tut Wunder!“ Ja, er tut sie; er tut Wunder der Ergebenheit in seinen heiligen Willen an diesem seinem treuen Diener Job, einem Unglücklichen, der sich dennoch im Herrn, seinem Gott — glücklich fühlt.

Nicht nur friedvoll, nein, auch freudvoll sind seine Züge.

Außer diesem glücklichen Ausfägigen, obwohl seiner Zehen und Finger beraubt, ist auch noch eine alte Frau mit silberweißen Haaren unter den armen Ausfägigen, ebenfalls ganz geduldig und gottergeben mit allem zufrieden und stets dankbaren Herzens für alles, was ihr Liebes getan wird. Anga heißt diese weiße, alte Frau, d. h. Licht, — sie ist zwar noch nicht getauft, aber es ist bereits Licht geworden in ihrer Seele, und sie wird bald getauft werden. Immer zufrieden, nie klagt dieses alte Mütterchen, das beständig vor der Hütte in der warmen Sonne liegt und zum Himmel aufschaut. Die edle Gattin des frommen Job kommt auch zu ihr und gibt ihr Speise und Trank; sie kann nicht mehr allein essen.

Angas Gedanken und Blicke sind nur mehr auf den Himmel gerichtet, auf das heiligste Herz Jesu, dessen Medaille sie trägt, zu dem sie betet, auf das sie hofft und vertraut. Wie ein Himmelslicht in dunkler Nacht ist der armen Alten die Aussicht auf ihre baldige heilige Taufe, auf die Genesung ihrer Seele; sie freut sich, bald ein Kind Gottes und rein, ganz rein vom Aussatz der Sünde zu werden. Wie gut sie alles versteht; wie glücklich lächelnd sie ausah! — Mit diesem letzten, tröstlichen Bilde schieden wir aus dem Ausfägigenheim im Glendstal und kehrten wieder heim.

Immer bergauf, bis wir vor dem trauten alten Kirchlein in Uru standen. Die Zypressen- und Rosen-Allee duftete uns von weitem entgegen. Ins Kirchlein eingetroffen, knieten wir nieder vor den Stufen des Altares. Mild und barmherzig blickte die Herz-Jesu-Statue auf uns hernieder, und mit dankerfülltem Herzen stiegen unsere Gebete als Dank für seinen

Schutz und seine Gnade und die Gesundheit, denn wahrlich, dies ist der größte Schatz, zum Herrn empor.

Noch lange sah ich im Geiste die Unglücklichen vor mir und besonders die gute, arme, alte Anga, von welcher mir die Schwester Siena soviel Liebes zu erzählen wußte, wie sie so geduldig und ergeben sei, und das göttliche Herz Jesu so sehr liebe und so leicht kurze Gebetlein auswendig bete, welche sie der gute Ignaz lehrte. Anga ist so recht ein Himmelslicht in dunkler Nacht auch für die andern geworden.

„Und wenn die Augen brechen,
Entflieht der Erde Schein,
Wird sie noch sterbend sprechen:
Herz Jesu, ich bin dein!“

Im ganzen wohnen 27 Familien im Aussäzigenheim, wovon immer einige Gesunde oder auch Bessere darunter sind. Die Toten werden auch daselbst begraben; gewöhnlich sterben sie rasch und leicht, meist Schlaganfall. Die Elendesten sind ganz schreckliche Gestalten, gleichen einem förmlichen Skelett, wenn das Fleisch teilweise schon ganz abgefaut ist, aber zum Glück dauert es dann, auch bei den ärgsten, nicht mehr lange. Sie werden dann auch schon mehr oder weniger geisteschwach und wie geistesabwesend; sie verbergen sich meist in der dunkelsten Ecke der Hütte und gehen nie ans Tageslicht. Der Aufseher erzählte, daß ihn einer dieser schlimmsten Aussäzigen flehentlich bat, er möge doch die Hütte über ihm zusammenbrechen, auf daß sie ihn erschlage und sie sein Grab würde.

Das sind traurige Stimmen aus dem Elendstal, düstere Bilder, und es ist gewiß ein gutes, ein hochedles Werk, diesen Unglücklichen soviel als nur immer möglich Erleichterung zu verschaffen. Welche Freude haben sie, wenn man ihnen schöne, glänzende Medaillen oder gar Rosenkränze bringt, oder wieder frische Lappen für ihre Wunden. Männer und Burschen haben die größte Freude, wenn man ihnen Tabak schenkt; Frauen sind glücklich mit einer Handvoll Salz oder einem Stück Seife.

O, wie dankbar waren sie in Uru, besonders die gute Sr. Siena, für ihre lieben Kranken, als sie vor längerer Zeit weiches Verbandszeug und Wäschestücke durch die Güte der St.=P.=Claver=Sodalität erhalten hatte.

Gott segne alle lieben Wohltäter, welche uns helfen wollen, die todtraurige Lage dieser Unglücklichsten zu erleichtern, und von Zeit zu Zeit ihr Scherflein dazu beizutragen, damit wir imstande sind, ihnen diese Freude bei jeweiligen Besuchen machen zu können. Das walte Gott!

Schw. M. Engelberta.

3

Lustige Ecke

Schla u. „Büblein, wem gehörst Du?“ — „Meinem Vater g'hör ich!“ — „Und wie heißt denn Dein Vater?“ — „Der heißt so wie ich!“ — „Wie ruft man Dich zum Essen, Du kleiner Sapperlo!“ — „Da ruft man mich gar nicht, da komm ich schon so!“

Eine aufregende Szene. Ein Maurer Bäckl trägt auf seinem Buckel einen Pickel mit einem Pack; hinterher geht der Bummler Bockl mit seinem Bockl (Hund). Auf einmal packt der Bockl vom Bäckl dem Bäckl sein Pack und reißt es samt dem Pickel vom Buckel!

Lehrer: „So, jetzt spricht jedes einen Satz, und dann setzen wir denselben in die Befehlsform.“ — Michel: „Der Ochse zieht den Wagen!“ — Lehrer: „Nun, und die Befehlsform von diesem Satz?“ — Antwort: „Hüh!“

Eingegangene Spenden

Aus Nachen gesammelt von den Schulkindern Mark 7,—

Für Heidenkinder: Geldern in einem besonderen Anliegen Mk. 21,—, Jakobus Herfel Mk. 21.—, Adelheid, Braunschweig Mk. 21,—, Maria, Niedersfeld Mk. 42.—, Maria und Joseph, Hellefeld Mk. 21.—, Maria, Gelsenkirchen der lieben Mutter Gottes und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu zum Dank für Erhörung in einem Anliegen Mk. 21.—, Theresia.

Für die Mission: Düsseldorf Mk. 5.—

Für die Missionschule: von den Schulkindern in Saas-Balen (Schweiz) Mk. 1,94.

Almosen: Wattenscheid Mk. 2,50; Wattenscheid Mk. 2,50.

Allen unsern lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt's Gott! Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi! Mit diesem Segenswunsch schließt dreimal täglich unser Gebet für dieselben.

Rätsel

13, 14, 16, 21, 1, 10, 11, 7 Überlegung.

3, 18, 23, 24, 9, 5, 6 Frauennamen.

19, 2, 4, 20, 17 Spiel.

18, 15, 12, 22 Fabrikat der Vögel

1—24 ergibt einen Segenswunsch.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

Versteck-Rätsel

— Arm ist jeder, der nicht an Gott glaubt. Miß ist eine englische Dame. Das „morgen“ ist nicht in deiner Gewalt. Engel sind Gottes Boten. Das Alter muß man ehren. Bet' und arbeit.

Almosengeben armet nicht!

Wort-Rätsel

1. Chicago, Spiritist, Fantasie, Blücher, Faltenwurf: Caritasblüten.
2. Ahre, Agent, Ansbert, Buche, Ahrgau: Regensburg.